

WELTFRIEDEN

D. Rose

IMPRESSUM

© 2026 D. Rose

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortlich für den Inhalt:

Daniel Rose

c/o IP-Management #9520

Ludwig-Erhard-Str. 18

20459 Hamburg

1. Auflage 2026 (korrigierte Fassung)

Veröffentlicht über Amazon KDP.

INHALT

Kapitel 1: Dubai 2060 – „Aller Anfang”	4
Kapitel 2: Genf 2061 – „Die Wahrheit”	32
Kapitel 3: Forest City, Liuzhou (China) 2062 – „Ökonomischer Frieden”	60
Kapitel 4: Reykjavik 2063 – „Bildung & Erziehung”	81
Kapitel 5: Kapstadt 2064 – „Gerechtigkeit”	97
Kapitel 6: Montevideo 2065 – „Erinnerung”	115
Kapitel 7: Rio de Janeiro 2066 – „Kultur & Identität”	138
Kapitel 8: Helsinki 2067 – „Verlust”	155
Kapitel 9: Berlin 2068 – „Aufbruch”	174
Kapitel 10: Bali 2069 – „Der Neustart”	191
Anmerkung des Autors	206

Kapitel 1: Dubai 2060 – „Aller Anfang“

Seit nun knapp zehn Jahren herrscht Frieden weltweit. Das gab es in den Jahrtausenden vorher noch nie. Nicht ein einziges Jahr, in dem wirklich auf der ganzen Welt ausnahmslos Frieden herrschte. Kein Schuss, kein Bombardement, keine Granate, die irgendwo einschlug. Zehn Jahre. Manchmal sage ich es mir vor, wie ein Mantra, wenn ich morgens aufstehe und meine drei Kinder sich gegenseitig die Cornflakes klauen.

Mein Name ist Anna Zaugg, ich bin dreißig Jahre alt, Außenministerin der Schweiz und chronisch übermüdet. Nicht wegen der Weltpolitik (das wäre ja fast romantisch), nein, wegen Jonas, Heidi und Elsbeth. Meine drei persönlichen Friedensstörer.

Heute Morgen war es besonders schön.

Jonas, acht, lag im Bett wie ein Brett und weigerte sich aufzustehen. „Mama, es ist noch dunkel.“ Es war halb acht. Im Februar. In Bern. Natürlich war es dunkel. Ich versuchte es mit Logik: „Jonas, die Sonne geht im Winter später auf, das weißt du.“ Er zog die Decke über den Kopf. „Dann weck mich im Sommer.“ Acht Jahre alt und schon die Argumentationsstruktur eines

Anwalts.

Heidi, seine zweieiige Zwillingsschwester, stand bereits angezogen im Bad und zog beim Zähneputzen eine Schnute, die vermuten ließ, dass ich ihr statt Zahnpasta Senf auf die Bürste geschmiert hatte. Ich musste sanft nachhelfen, was bei einer Achtjährigen bedeutet: festhalten, bürsten, ignorieren, dass ich angespuckt werde. Heidi hat das Temperament einer Gewitterfront und die Aufmerksamkeitsspanne eines Eichhörnchens. Wenn sie nicht gerade bockt, ist sie das lustigste Kind der Welt. Die Übergänge zwischen beidem sind fließend und unberechenbar, ungefähr wie das Wetter in den Bergen.

Und dann Elsbeth. Elsbeth war fröhlich. Angezogen, Schuhe gebunden, Brotdose gepackt. Elsbeth ist zehn und das Geschenk, das mir nach der Geburt sofort klargemacht hat, dass ein zweites Kind eine gute Idee wäre. Keiner verrät einem vorher, wie es mit Zwillingen ist. Keiner. Nicht die Bücher, nicht die Hebamme, nicht die gut gemeinten Ratschläge von Frauen, die selbst keine Zwillinge haben, aber ganz genau wissen, wie es geht. Die Rabauken stellen Blödsinn an und sind immer für einen Spaß gut, das hält mich fit und jung, aber an manchen Morgen auch einfach nur am Rand des Wahnsinns.

Den Namen Elsbeth habe ich ihr direkt nach der Geburt gegeben. Vielleicht weil alles so glatt lief und ich in diesem Moment etwas Klassisches, Zeitloses wollte.

Konservativ, sagen die anderen. Altbacken, sagen die weniger Höflichen. Ich habe dafür schon mehrfach verbale Schelte kassiert. Meine Kolleginnen im Ministerium hatten alle Vorschläge: Mila, Lena, Nova. Zeitgemäße Namen, die nach Parfümwerbung klingen. Elsbeth beschwert sich nie. Sie fühlt sich einzigartig in der Schule und das ist sie auch. Letztens kam sie nach Hause und sagte: „Mama, ich bin die einzige Elsbeth in der ganzen Schule. Wahrscheinlich in der ganzen Stadt.“ Sie sagte es mit einem Stolz, als hätte sie den Nobelpreis gewonnen. In dem Moment wusste ich, dass der Name richtig war.

Im Kindergarten und in der Schule wurde mittlerweile fast weltweit ein neues Bildungssystem übernommen, um ein Szenario wie vor dreißig, vierzig Jahren nicht wieder aufkeimen zu lassen. Der Grundgedanke ist einfach: Alle Kinder, egal welchen Geschlechts, lernen denselben Kernlehrplan: Sport, Mathematik, Naturwissenschaften, Heimwerken. Was früher als „Jungsfächer“ galt, ist heute Pflicht für alle. Daneben gibt es Wahlpflichtfächer (Theater, Tanzen, Kochen, Handarbeit, Schauspiel), von denen jedes Kind pro Halbjahr zwei belegen soll. Die können jedes Halbjahr gewechselt werden, sodass niemand ein ganzes Jahr lang in etwas festsetzt, das nicht passt.

Die Idee dahinter: Niemand wird mehr in eine Rolle gedrängt, die auf dem Geschlecht basiert, statt auf

Talent und Interesse. Es soll keine Schubladen mehr geben, und wenn es doch welche gibt, dann wenigstens mit offenen Türen.

Natürlich ist ausgerechnet mein Sohn Jonas ein Rebell. Er hat sich freiwillig für Fußball und Kochen eingeschrieben und weigert sich standhaft, Stricken oder Theater auch nur auszuprobieren. Was in der heutigen Zeit niemanden mehr aufregt: Das System ist so angelegt, dass Kinder sich frei entscheiden dürfen. Aber Jonas entscheidet sich eben immer besonders laut.

Der Frauenanteil beträgt weltweit über neunzig Prozent bei einer globalen Geburtenrate zwischen eins und eins Komma fünf. Jonas ist einer der wenigen Jungen in seiner Klasse, und manchmal frage ich mich, ob das einsam ist für ihn. Wenn ich ihn frage, sagt er: „Nö, die Mädchen sind cool. Die meisten jedenfalls.“ Dann grinst er, und ich mache mir keine Sorgen mehr. Zumindest für eine Stunde.

Was die Fortpflanzung betrifft, gibt es seit über zehn Jahren neben der klassischen künstlichen Befruchtung mit Spermien auch die Parthenogenese, eine Methode, bei der eine Eizelle ohne Spermium zur Teilung angeregt wird. Die Kinder wären immer weiblich, nur X-Chromosomen, kein Y. Mittlerweile ist Parthenogenese durch staatliche Subventionen in fast allen Ländern günstiger als eine herkömmliche Befruchtung, in manchen sogar nahezu kostenlos. Trotzdem ist der

Zuspruch überraschend gering. Viele Frauen wollen den Weg über die Samenbanken, wollen die genetische Vielfalt eines Spenders, wollen vielleicht sogar die kleine Chance auf einen Jungen. Es ist irrational, wenn die Zahlen betrachtet werden, aber Kinderwunsch war noch nie eine Sache der Vernunft.

Gabi, meine Assistentin, wartete unten im Wagen. Gabi ist fünfunddreißig, hat eine Tochter namens Simone und die bemerkenswerte Fähigkeit, gleichzeitig drei Gespräche zu führen, einen Terminkalender zu managen und dabei so auszusehen, als hätte sie gerade acht Stunden geschlafen. Ich weiß nicht, wie sie das macht. Ich sehe nach acht Stunden Schlaf aus wie nach drei. Gabi sieht nach drei Stunden Schlaf aus wie nach einem Wellness-Wochenende.

Sie konnte sich bei der Vielzahl der Spender jahrelang nicht entscheiden und hat die Sache mit der Befruchtung fast zehn Jahre hinausgezögert. Es war immer ein Spaß, wenn sie wöchentlich mit anderen Spenderprofilen in die Kaffeeküche kam und wir sie gemeinsam bewerteten. Die Profile waren wie Dating-Apps, nur ohne die Möglichkeit, enttäuscht zu werden, weil der Typ in Wirklichkeit zehn Zentimeter kleiner ist als angegeben.

„Der hier hat grüne Augen und spielt Cello.“ „Ja, aber schau dir die Ohren an.“ „Gabi, auf dem Profil sieht man keine Ohren.“ „Eben! Das ist verdächtig.“

Einmal hatte sie einen Spender favorisiert, weil er „Hobbykoch und Marathonläufer“ war. Drei Wochen später verwarf sie ihn wieder, weil sie sich nicht vorstellen konnte, ein Kind großzuziehen, das freiwillig Marathon läuft. „Wer tut sich das an, Anna? Zweiundvierzig Kilometer. Freiwillig. Das ist kein Hobby, das ist eine Störung.“

Simone liebt es, Theater zu spielen, und möchte später Schauspielerin in Indien oder China werden. Denn es mag überraschen: In Indien und China haben sich die besten Regisseurinnen zusammengetan, um Schulen aufzubauen und den Film auf eine völlig neue Ebene zu bringen. Es gibt mittlerweile Kurzfilme bis vierzig Minuten Länge, die in großen Schauspielhäusern gezeigt werden und oft Kritik an den früheren Zeiten üben. Das Ganze wird zelebriert: Es ist nicht mehr nur der normale Kinobesuch, sondern das Erlebnis an sich, was viele bewegt, in die Kinos zu gehen und sich zu treffen, mit anderen auszutauschen und deutlich besser zu speisen als noch vor dreißig Jahren, wo es nur Chips und Fastfood in den Kinos gab. Heute gibt es Gemüsesticks mit Dip, geröstete Kichererbsen, Obst und Edamame: gesund, leise und deutlich weniger klebrig.

Währenddessen entstand in den USA und Europa die Umkehr: Hier gab es keine echten Schauspielerinnen mehr, sondern nur noch rechenleistungsorientierte, computeranimierte Darstellerinnen. Die Film- und Seri-

endichte nahm zwar zu, aber das Gegenstück in Indien und China als Hommage an echte Menschen auf der Bühne wurde immer beliebter. Simone findet Hollywood dementsprechend langweilig. „Mama, das sind doch alles nur Computer“, sagt sie zu Gabi, und Gabi seufzt, weil sie heimlich die alten Marvel-Filme liebt, in denen Männer in engen Anzügen die Welt retteten. Ironie der Geschichte.

Aber ich schweife ab. Ich sitze im Flieger nach Dubai. Friedenskonferenz Nummer zehn, und ich bin zum ersten Mal dabei, weil meine Vorgängerin Barbara Müller letztes Jahr in Rente gegangen ist. Barbara war eine bemerkenswerte Frau, und eine der wenigen Ministerinnen, die einen eigenen Mann hatte. Ihr Partner, Thomas, war einer der Überlebenden des Virus, und die beiden lebten zusammen in einem kleinen Haus am Thunersee, das Barbara nie gegen eine Stadtwohnung in Bern eintauschen wollte. „Ich kann von zu Hause aus regieren“, sagte sie immer. „Und Thomas kann von zu Hause aus kochen.“ Mit dreißig bin ich die jüngste Außenministerin der Schweiz seit der Gründung der Eidgenossenschaft, und ja, das klingt beeindruckender als es sich anfühlt, wenn ich in einem Flugzeug sitze und hoffe, dass Gabi die richtige Rede eingepackt hat.

Der Flug dauert sechs Stunden, und Gabi nutzt jede einzelne davon. Sie hat drei Ordner dabei: einen mit den Lebensläufen aller Außenministerinnen, einen mit Pro-

tokollhinweisen und einen mit Restaurantempfehlungen in Dubai. Der dritte Ordner ist der dickste. „Prioritäten“, sagt sie, als sie meinen Blick bemerkt.

Ich blättere durch die Lebensläufe. Nia, afrikanische Außenministerin, zweiundfünfzig, drei Kinder, hat während des Krieges ein Flüchtlingslager in Kenia geleitet und danach die Afrikanische Union mit aufgebaut. Lebt seit zwanzig Jahren mit ihrer Partnerin Adjoa zusammen, einer Ärztin, die Nia einst im Feldlazarett kennengelernt hat.

Leila, Vereinigte Arabische Emirate, vierzig, eine Tochter, Volkswirtschaftlerin, bekannt für ihre Zahlenbasiertheit und dafür, dass sie zu jeder Konferenz laminierte Statistiken mitbringt. Ihre Partnerin Farah arbeitet als Architektin in Abu Dhabi.

Mei, China, fünfunddreißig, kinderlos, Kulturexpertin, hat die chinesische Filmindustrie reformiert. Lebt mit der japanischen Choreografin Sakura zusammen, die beiden gelten in Peking als das schillerndste Paar der Kulturszene.

Irina, Russland, siebenundsechzig, die Älteste in der Runde. Niemand weiß viel über sie, sie redet wenig und hört viel zu. In den Akten steht nur: verwitwet.

Emelie, Skandinavien, achtunddreißig, trocken wie ein Martini, hat den skandinavischen Sozialstaat digitalisiert. Verheiratet mit Astrid, einer Biologin, die an der

Universität Stockholm zur Parthenogenese forscht.

Yuki, Japan, Mitte dreißig, Technologieministerin, die leiser spricht als alle anderen und trotzdem immer gehört wird. In den Akten steht, dass sie die japanische KI-Strategie entwickelt hat. Nicht verheiratet, keine Kinder, eine Nichte, die Astronautin werden will.

Hilda, Deutschland, fünfundvierzig. Verheiratet mit Sven, siebenundvierzig. Ein eigener Mann. Ich lese den Satz dreimal. In einer Welt, in der Männer eine sterbende Spezies sind, in der der Frauenanteil bei über neunzig Prozent liegt, hat diese Frau einen eigenen Mann. Nicht einen Spenderkatalog-Mann, nicht einen Wochenend-Mann, den sich drei andere mit ihr teilen, sondern einen echten, lebendigen, alltäglichen Mann. Die Geschichte dahinter steht nicht in den Akten. Ich nehme mir vor, sie nicht danach zu fragen. Und weiß gleichzeitig, dass ich es tun werde.

Außer Hilda und meiner Vorgängerin Barbara ist mir keine einzige Außenministerin bekannt, die mit einem Mann zusammenlebt. Es ist nicht so, dass Frauen Männer verachten. Die meisten haben schlicht nie einen kennengelernt. In einer Welt mit über neunzig Prozent Frauen ist es die natürlichste Sache, sich in eine Frau zu verlieben. Die wenigen verbliebenen Männer sind begehrt, aber eher als biologische Ressource denn als Lebenspartner. Das klingt hart, ist aber die Realität.

Der Flughafen in Dubai beeindruckt mich trotz der vielen Bilder, die ich vorher gesehen habe. Die Terminals sind wie kleine Städte, mit Geschäften, Restaurants und Gärten, die so perfekt gepflegt sind, dass die Frage aufkommt, ob die Pflanzen echt sind. Sie sind es. Dubai leistet sich echte Pflanzen in einem Flughafen. In der Wüste. Irgendwie passt das zu diesem Ort, der schon immer das Unmögliche zum Geschäftsmodell gemacht hat.

Die Sauberkeit ist grenzenlos. Kein Papierschnipsel, kein Fleck, kein Staubkorn. Beim Wasserfall im Gate A muss ich kurz innehalten. Das Wasser rauscht über vier Stockwerke in ein beleuchtetes Becken, und Hunderte von kleinen Lichtern sind in das fallende Wasser eingearbeitet, sodass es aussieht, als würde es Sterne regnen. Ich stehe da wie ein Kind im Museum und vergesse für fünf Minuten alles. Die Rede, die Konferenz, den Fleck auf meiner Bluse, der definitiv von Jonas' Müsli stammt und den ich seit Zürich zu verbergen versuche.

„Anna, der Wagen steht bereit.“ Gabi, pünktlich wie die Schweizer Bundesbahn.

Vom Flughafen geht es standesgemäß im Elektro-Bentley zur Konferenz. Meine Fahrerin, eine junge Frau um die fünfundzwanzig mit einem Lächeln, das breiter ist als der Wagen, hat ihre zwei kleinen Töchter mitgebracht, weil sie sonst zu spät gekommen

wäre. Sie sitzen beide auf einem XXL-Kindersitz vorn und kichern in einer Frequenz, die nur Kinder unter fünf erzeugen können. Es ist diese Art von Kichern, das ansteckend ist, auch wenn gar nicht klar wird, worüber sie lachen. Wahrscheinlich über nichts. Kinder in dem Alter lachen über nichts und alles, und das ist wahrscheinlich die gesündeste Eigenschaft, die im Lauf des Lebens verloren geht.

Wir fahren zunächst einen Umweg über den Kindergarten, wo die Fahrerin schnell ihre Töchter abgibt. Die Einrichtung liegt in einem Neubau mit begrünten Wänden und einem Spielplatz, der aussieht wie ein Miniatur-Abenteuerpark. Das Gewusel ist überall gleich auf der Welt. Überall rennen Kinder durcheinander, die Erzieherinnen bemühen sich um Struktur, und da es bereits elf Uhr ist, lichtet sich die Bringzeit. Die Kids rufen laut nach dem Essen, das im Speisesaal bereits aufgebaut wird. Die Bauweise mit dem Glas-Konzept finde ich faszinierend: Eltern können jederzeit vorbeifahren und ihre Kinder beobachten, ohne dass es sich anfühlt wie Überwachung. Es ist eher wie ein offenes Wohnzimmer, in dem jede willkommen ist, auch wenn sie nur vorbeifährt.

„Meine Mädchen schlafen nicht mehr mittags“, erzählt die Fahrerin im Plauderton, während sie geschickt durch den Verkehr navigiert. „Ist aber auch besser für die Abendroutine, sonst liegen sie bis neun Uhr wach und

wollen noch ein Lied und noch ein Glas Wasser und noch eine Geschichte.”

Tja, ist halt überall gleich auf der Welt. In Bern, in Dubai, wahrscheinlich auch auf dem Mond, wenn dort Kinder wohnen würden. Sie würden Mondstaub essen und nicht schlafen wollen.

Die Fahrt durch Dubai ist ein Erlebnis für sich. Die Stadt hat sich seit den Dreißigerjahren verändert, die protzig-goldenen Fassaden der 2020er sind einer eleganteren Architektur gewichen. Viel Grün, viel Glas, weniger „Schaut-her-wie-reich-wir-sind“ und mehr „Wir-haben-verstanden-dass-Nachhaltigkeit-sexy-ist“.

Die höchsten Gebäude der Welt stehen immer noch hier, aber sie sind jetzt mit vertikalen Gärten bewachsen und produzieren mehr Energie, als sie verbrauchen. Zumindest behaupten das die Broschüren. Gabi hat natürlich eine gelesen.

Das Konferenzzentrum liegt auf einer künstlichen Insel, die aussieht wie eine überdimensionierte Lotusblüte. Natürlich. In Dubai muss alles eine Form haben. Unser Hotel daneben hat die Form einer Welle, das Restaurant gegenüber sieht aus wie eine Muschel. Ich frage mich, ob es hier auch einfach ein Gebäude gibt, das wie ein Gebäude aussieht. Gabi fotografiert alles. Für Simone, sagt sie. Simone will wissen, ob Dubai „so krass“ ist wie im Internet. Ja, Simone. Dubai ist so krass wie im Internet, nur heißer.

Die Hitze trifft mich wie eine Wand, als ich aus dem klimatisierten Bentley steige. Fünfundvierzig Grad im Schatten, und Schatten gibt es ungefähr so häufig wie Männer: kaum. Gabi, die anscheinend nicht schwitzt, weil sie ein genetischer Sonderfall ist, reicht mir ein Tuch. „Tupfen, nicht wischen. Dein Make-up.“ Ich tupfe. Mein Make-up ist verloren, aber der Gedanke zählt.

Die Begrüßung ist herzlich und überwältigend. Zweihundert Delegierte aus allen Kontinenten, und mir kommt es vor, als würde jede Einzelne mich umarmen wollen.

Nia geht voran. Sie ist groß, stattlich, mit einer Stimme, die ohne Mikrofon den ganzen Saal füllen könnte, und einer Umarmung, die Knochen knacken lässt. „Anna! Endlich die neue Schweizerin. Du siehst jünger aus als auf dem Bildschirm.“ Ich bin mir nicht sicher, ob das ein Kompliment ist oder eine Warnung.

Leila aus den Emiraten begrüßt mich mit einem Tablett voller Datteln und dem Satz: „Iss, bevor du redest. Leere Worte kommen von leeren Mägen.“ Sie ist kleiner als ich, aber ihre Präsenz ist riesig. An ihrem Gürtel baumelt ein USB-Stick. „Meine Notfall-Statistiken“, erklärt sie ernst. „Für den Fall, dass jemand Unsinn redet und ich Fakten brauche.“ Ich mag sie sofort.

Mei aus China nickt mir höflich zu und sagt leise: „Ich habe dein Profil gelesen. Beeindruckend für dein Alter.“ Dann dreht sie sich um und verschwindet. Mei ist wie eine Katze: elegant, leise, und es bleibt immer unklar, ob sie einen mag oder nur toleriert.

Irina aus Russland sagt gar nichts, sondern schaut mich nur an, als würde sie mich röntgen. Ihre Augen sind von einem blassen Blau, das fast grau wirkt, und sie blinzelt so selten, dass die Frage aufkommt, ob sie es verlernt hat.

Emelie, die skandinavische Außenministerin, schüttelt mir die Hand mit einem Griff, der an eine Schraubzwinge erinnert. „Du bist die Neue. Keine Sorge, beim ersten Mal weint jeder. Beim zweiten Mal nur noch die Hälfte.“ Sie grinst. Ich bin mir nicht sicher, ob sie scherzt.

Und dann ist da Hilda, die deutsche Außenministerin. Sie gibt mir die Hand und lächelt. Es ist ein warmes Lächeln, aber mit einer Schicht darunter, die ich nicht ganz einordnen kann. Wehmut vielleicht. Oder Müdigkeit. Oder etwas ganz anderes. Sie sagt: „Willkommen, Anna. Lass dich nicht einschüchtern. Die meisten hier beißen nicht.“ Dann, leiser: „Die meisten.“

Nia, die neben mir steht, beugt sich zu meinem Ohr. „Hilda hat einen eigenen Mann. Weißt du das?“ Ich nicke. „Wie findet Adjoa das?“, frage ich.

Nia lacht. „Adjoa sagt, ein Mann im Haus wäre wie ein Goldfisch in der Badewanne. Hübsch anzuschauen, aber wozu?“ Sie zwinkert mir zu. „Wir lieben Hilda, aber das mit Sven ist für die meisten von uns wie ein Märchen aus einer anderen Zeit. Faszinierend, aber nicht zum Nachahmen.“

Die Konferenz beginnt um vierzehn Uhr in einem Saal, der so groß ist, dass hinten wahrscheinlich ein Fernglas gebraucht wird. Glas und Stahl, ein Podium aus hellem Holz, Dolmetscherkabinen an den Seiten (wobei die KI mittlerweile in Echtzeit übersetzt, schneller und präziser als jeder Mensch) und an der Decke ein Kronleuchter, der aussieht wie eine Galaxie aus Kristall. Zweihundert Stühle, zweihundert Frauen, zweihundert Lebensgeschichten. Die Klimaanlage läuft auf einer Stufe, die ich als „arktische Kompensation“ bezeichnen würde. Draußen fünfundvierzig Grad, drinnen gefühlte fünfzehn. Gabi hat eine Strickjacke mitgebracht. Natürlich hat sie das.

Und dann ist es so weit. Meine Rede.

Ich stehe am Pult, zweihundert Augenpaare auf mich gerichtet, und meine Hände schwitzen. Die Schweiz, das Land der Neutralität, der Schokolade und der Berge. Was soll ich diesen Frauen erzählen, die Kriege überlebt haben, die Länder neu aufgebaut haben, die Geschichte geschrieben haben? Ich bin dreißig. Manche von ihnen haben in meinem Alter bereits Flüchtlingslager geleitet

oder Verfassungen geschrieben. Ich habe in meinem Alter drei Kinder, einen Müslifleck auf der Bluse und eine Rede, die ich gestern Nacht um halb zwei noch einmal komplett umgeschrieben habe.

Ich hole tief Luft.

„Liebe Kolleginnen, liebe Schwestern im Geist. Ich stehe hier als Jüngste in dieser Runde und frage mich, ob ich das Recht habe, über Frieden zu sprechen. Ich habe keinen Krieg erlebt. Ich war ein Kind, als die Welt brannte. Meine früheste Erinnerung ist nicht der Klang von Bomben, sondern der Geruch von Käsefondue an Weihnachten.“

Vereinzelt Lachen. Nia grinst breit.

„Aber vielleicht ist genau das der Punkt. Ich bin die erste Generation, die den Frieden nicht erkämpft hat, sondern in ihn hineingeboren wurde. Und ich sage euch: Das macht mir mehr Angst als jeder Krieg es könnte. Denn wer den Frieden nicht erkämpft hat, kann ihn leichter für selbstverständlich halten.“

Stille. Die Art von Stille, die bedeutet, dass die Leute zuhören.

„Zehn Jahre Frieden. Und wenn wir ehrlich sind: Er kam nicht, weil wir klüger geworden sind. Er kam, weil die Welt sich verändert hat. Weil Frauen die Führung übernommen haben. Nicht weil Frauen bessere Men-

schen sind, das wäre wahrscheinlich zu einfach. Sondern weil die Art, wie wir führen, eine andere ist.”

Ich schaue in den Saal. Zweihundert Gesichter, die zuhören.

„Vor dreißig Jahren wurden Frauen gewählt, die vor Macht und Autorität strotzten. Frauen, die sich beweisen mussten in einer Welt, die ihnen nicht gehörte. Heute ist das anders. Heute werden Frauen gewählt, die zuhören können. Die Kinder haben. Die wissen, wie es sich anfühlt, morgens um sechs Uhr von einem Achtjährigen geweckt zu werden, der fragt, warum der Himmel blau ist, und die Antwort tatsächlich wissen will.”

Leises Lachen.

„Charisma ist nicht mehr das Kinn nach vorne strecken und mit der Faust auf den Tisch hauen. Charisma ist Einfühlung. Verstehen. Zuhören. Die Welt wird regiert von Müttern, Großmüttern, Schwestern, Partnerinnen. Und vielleicht ist das der Grund, warum wir seit zehn Jahren keinen Krieg mehr haben. Nicht weil wir keine Waffen mehr hätten. Sondern weil niemand mehr am Tisch sitzt, die sie einsetzen möchte.”

Ich spreche über Transparenz, über die Verantwortung der kleinen Länder, über die Frage, wie wir den Frieden an die nächste Generation weitergeben. Ich spreche über meine Kinder, über Jonas, der lieber Fußball spielt als strickt, und über Elsbeth, die ihren altmodischen Namen

trägt wie eine Krone. Und ich sehe, wie die Gesichter im Saal sich verändern. Wie das Protokollarische weicht und etwas Menschliches zum Vorschein kommt.

„Frieden ist kein Zustand“, sage ich zum Schluss. „Frieden ist eine Morgenroutine. Jeden Tag aufstehen, Zähne putzen, weitermachen.“

Dreißig Minuten, und als ich fertig bin, klatscht Nia als Erste. Dann die anderen. Hilda nickt mir zu, langsam und mit einem Ausdruck, der sagt: Gut gemacht. Und das bedeutet mir mehr als der Applaus.

Die Kaffeepause danach ist wie der erste Tag an einer neuen Schule, nur dass alle netter sind und der Kaffee besser ist. Gabi hat innerhalb von zehn Minuten drei neue Kontakte geknüpft und die besten Restaurants in Dubai-Marina recherchiert. Ich stehe etwas verloren mit meiner Tasse am Fenster und schaue auf das Meer, als Leila neben mir auftaucht.

„Gute Rede. Für eine Anfängerin.“

„Danke, glaube ich.“

„Das mit dem Käsefondue war geschickt. Humor entwaffnet.“ Sie nippt an ihrem Tee. „Weißt du, warum ich laminierte Statistiken mitbringe?“

„Weil du ein Zahlennerd bist?“

Sie lacht. „Auch. Aber hauptsächlich, weil Zahlen nicht lügen. Menschen schon. Reden sind schön, Anna, aber

am Ende zählt, was in den Tabellen steht." Sie zieht einen laminierten Zettel aus ihrer Tasche und hält ihn hoch. „Weltbevölkerung: 4,7 Milliarden. Frauenanteil: 92 Prozent. Männer zwischen 18 und 40: 3,1 Prozent der Gesamtbevölkerung." Sie lässt die Zahlen sacken. „Drei Komma eins Prozent. Das ist nicht viel, Anna."

„Nein", sage ich leise. „Das ist es nicht."

Leila steckt den Zettel ein und schweigt einen Moment.

„Meine Mutter", sagt sie dann, „war Volkswirtschaftlerin. Wie ich. Sie hat mir alles beigebracht, was ich über Zahlen weiß. Über Systeme, Strukturen, die Logik hinter dem Chaos." Ihre Stimme wird leiser. „Sie ist vor acht Jahren gestorben."

„Das tut mir leid."

Leila winkt ab, aber die Geste ist zu schnell, zu scharf. „Sie wurde erstochen. Von einem Mann. Er war, wie sagt ihr in der Schweiz, im Wahn. Er hat auf der Straße wahllos auf Frauen eingestochen, und meine Mutter war zur falschen Zeit am falschen Ort."

Ich sage nichts. Was soll ich sagen?

„Es war einer der letzten Gewaltakte eines Mannes in den Emiraten", fährt Leila fort. „Danach wurde die Sicherheitsgesetzgebung verschärft, aber das bringt meine Mutter nicht zurück." Sie schaut aus dem Fenster. „Weißt du, was das Absurde ist? Die Zahlen habe ich

von ihr gelernt. Die laminierten Zettel, das war ihr Ding. Ich habe es übernommen, weil es sich anfühlt, als würde sie noch im Raum sein, wenn ich ihre Methode benutze.”

„Das ist schön.”

„Das ist traurig. Aber danke.” Sie trinkt ihren Tee aus. „Genug davon. Erzähl mir von deinen Kindern. Ich brauche etwas Lebendiges nach all den Zahlen.”

Am Nachmittag gibt es Arbeitsgruppen. Wirtschaft, Bildung, Sicherheit. Ich bin in der Bildungsgruppe, was bedeutet, dass ich zwei Stunden lang mit achtzehn Frauen aus vierzehn Ländern über Lehrpläne diskutiere. Es ist faszinierend und erschöpfend zugleich. Die skandinavischen Delegierten haben die besten Konzepte, die afrikanischen die inspirierendsten Geschichten, und die chinesischen die meisten PowerPoint-Folien. Mei hat alleine achtzig Folien vorbereitet. Achtzig. Für einen Zwanzig-Minuten-Slot. Gabi flüstert mir zu: „Die Frau schläft nicht. Die powerpointet.” Ich verschlucke mich fast an meinem Wasser.

Beim Abendessen sitze ich neben Nia. Das Essen ist spektakulär, eine Mischung aus arabischer und internationaler Küche, die so kunstvoll arrangiert ist, dass fast Hemmungen aufkommen, sie zu zerstören. Fast. Nia hat keine Hemmungen. Sie isst mit einer Begeisterung, die ansteckend ist, und erzählt zwischen den Bissen von

ihrem Land.

„Weißt du, was der größte Unterschied ist, Anna? Nicht die Politik, nicht die Wirtschaft. Es sind die Mädchen. Vor zwanzig Jahren sind sie nicht zur Schule gegangen. Heute gehen sie hin und kommen nicht wieder, weil sie nach der Schule noch in den Sportverein wollen, und dann in den Chor, und dann wollen sie noch Hausaufgaben machen, und dann beschwerten sie sich, dass der Tag zu kurz ist.“ Sie lacht, und ihr Lachen ist wie eine Welle, die den ganzen Tisch erfasst.

Nia trinkt drei Gläser Wein und hält dann eine inoffizielle Rede, die alle zum Weinen bringt. Sie steht einfach auf, an ihrem Platz, ohne Mikrofon, und erzählt von einem Mädchen in ihrem Land. Sechs Jahre alt, erstes Schuljahr. Das Mädchen kam nach der Schule nach Hause und sagte zu seiner Großmutter: „Oma, ich habe heute lesen gelernt.“ Die Großmutter weinte, weil sie selbst nie lesen gelernt hatte. Weil es für sie als Mädchen nicht vorgesehen war.

„Und dann“, sagt Nia, „kam das Mädchen am nächsten Tag nach Hause und sagte: ‚Oma, heute habe ich geschrieben. Und weißt du, was ich geschrieben habe? Deinen Namen.‘“

Der ganze Tisch weint und lacht gleichzeitig, und ich denke, dass dies der Moment ist, für den sich die lange Reise gelohnt hat. Nias Stimme ist jetzt leiser, aber sie

trägt trotzdem. „Und wisst ihr, was das Mädchen zu mir gesagt hat, als ich ihre Schule besucht habe?“ Sie macht eine Pause. „Sie sagte: ‚Wenn ich groß bin, will ich so sein wie du. Aber mit längeren Haaren.‘“

Gelächter. Tränen. Nia streicht sich über den Kopf, ihr Haar ist kaum zwei Zentimeter lang. „Na ja“, sagt sie, „an den Haaren arbeite ich noch.“

Nach dem Essen, als die meisten schon in ihren Zimmern sind, schnappt mich Leila am Arm. „Sauna?“

Ich habe nach zwölf Stunden Flug, einer Rede, Arbeitsgruppen und einem emotionalen Abendessen eigentlich keine Energie mehr. Mein Körper sagt Bett. Mein Gehirn sagt Bett. Meine Füße, die seit sieben Stunden in neuen Schuhen stecken, schreien Bett. Aber Leila duldet kein Nein. Sie hat diese Art, einen anzuschauen, die keinen Widerspruch erlaubt. Nicht autoritär, eher wie eine Tante, die genau weiß, was gut für dich ist.

Die Dampfsauna des Hotels ist opulent. Goldene Kacheln, Eukalyptusduft, gedimmtes Licht, und in der Ecke ein kleiner Brunnen, der leise plätschert. Die Bänke sind aus einem dunklen Holz, das warm ist, bevor es berührt wird. Die Handtücher sind so flauschig, dass es möglich wäre, darin zu versinken.

Leila hat laminierte Zettel mitgebracht. In die Sauna. Laminierte. Zettel.

Ende der Leseprobe

Wie es mit Anna, Amira und den Kindern weitergeht,
lesen Sie in der vollständigen Ausgabe:

Weltfrieden · D. Rose

Erhältlich als Taschenbuch, Hardcover und E-Book.